

Ein Winter im schwimmenden Lande von Waakhausen.*)

Von

A. Kohlenberg (Worpswede).

Über das schwimmende Land von Waakhausen ist zwar schon so viel geschrieben worden (das Treffendste wohl von J. G. Kohl in seinen „nordwestdeutschen Skizzen“), dass man es sich füglich ersparen könnte, darüber noch Worte zu verlieren; jedoch der Umstand, dass es trotz alledem noch immer Gelehrte giebt, die über dieses, dem Fernerstehenden ja allerdings recht seltsam und unerklärlich scheinende Phänomen zweifelnd den Kopf schütteln oder sich ein recht unklares Bild von den Verhältnissen machen, veranlasst mich, eine ausführliche Darstellung des schwimmenden Landes zu veröffentlichen. Ich wählte die Erzählungsform, um ein lebensvolleres Bild von Land und Leuten zu zeichnen, als dies in einer gelehrten Abhandlung möglich ist. Aus diesem Grunde drängte ich hier auch Thatsachen zusammen, die zwar nicht in derselben Reihenfolge, aber doch tatsächlich so geschehen sind, wie ich sie hier geschildert habe.

Dies glaubte ich meinen Mitteilungen voraufschicken zu müssen, um etwaige mir hinterher zu machende Vorwürfe, als habe ich die Thatsachen irrthümlich entstellt, im voraus zu entkräften. —

Wer im Hochsommer durch das schwimmende Land von Waakhausen wandert, der hat gewiss keine Ahnung davon, auf was für einem — wenn auch nur zeitweilig — gefährlichen Boden er sich befindet. Dann verrät diese Gegend nichts von jenen Schrecken, die hier Herbst und Winter mit sich bringen, vielmehr erfreut sie den Wanderer durch ihre friedliche Stille, durch ihre herrlichen Birkenalleen mit den leuchtenden weissen Stämmen, die mit dem duftenden grünen Laube an zarten, herabhängenden Zweigen aussehen

*) Bemerkung der Redaktion. Unter diesem Titel erschien in den Bremer Nachrichten vom 17. und 24. Januar 1897 ein Aufsatz, welcher in lebendiger Weise die Zustände des so merkwürdigen schwimmenden Landes zu Waakhausen schildert. Der Redaktion dieser Abhandlungen erschien es wünschenswert, denselben, wenn auch in etwas veränderter Form, auch ihrem Leserkreise zugänglich zu machen. Der Herr Verfasser ging auf ihre Wünsche bereitwillig ein, und so erscheint der Aufsatz hier mit einigen Streichungen und Zusätzen, jedoch unter Wahrung der frischen erzählenden Form.

wie „verwunschene Prinzessinnen“. Dichte Waldstreifen wechseln mit üppigen, blumigen Wiesen ab, auf denen Schafe und Kühe weiden, und hier und dort erheben sich lange, mit Stroh gedeckte Bauernhäuser auf hohen Wurten aus Sand zum Schutz gegen die winterlichen Fluten, jetzt aber beschattet von den mächtigen Laubkronen uralter Eichen. Jenseits der langen Häuserreihe des Dorfes dehnen sich meilenweit die grünen Wiesen der Hammeniederung aus, durch deren Mitte sich der Fluss langsam und träge, wie eine gewaltige Riesenschlange, hinwindet.

So nimmt sich das schwimmende Land von Waakhausen im Sommer aus. Nun aber komm im November, Dezember oder in einem der anderen Wintermonate hierher, und du wirst staunen über die Veränderung, die mit dieser Gegend vor sich gegangen ist. Die grünen Wiesen sind verschwunden, und an ihrer Stelle erblickst du eine weite Wasserfläche, aus der nur die Bauernhäuser, der schwimmende Wald und hier und da ebenfalls schwimmende Streifen grünen Kornlandes hervorblicken.

Der grösste Teil des Grund und Bodens von Waakhausen schwimmt, ausgenommen die Wiesen und die auf den Wurten liegenden Häuser, obgleich auch diese letzteren den Eindruck machen, als seien es lauter schwimmende Archen.

Die Gegend, in welcher dieses merkwürdige Land liegt, führt auf den Karten den Namen Teufelsmoor, eine Benennung, womit man allgemein jenes grosse Moorgebiet des Regierungsbezirks Stade bezeichnet, welches sich wie ein grosses Dreieck nordöstlich von Bremen ausbreitet, und zwar nimmt das schwimmende Land von Waakhausen den südwestlichen Teil desselben ein, begrenzt im Westen und Süden durch die Hamme und das St. Jürgenland.

Einen ähnlichen Anblick, wie oben geschildert, gewährt das schwimmende Land alle Jahre, jedoch treten jene Erscheinungen am kräftigsten auf, wenn Sturm und Hochfluten, wie sie hier etwa alle fünf oder zehn Jahre eintreten, sich damit verbinden. Eine solche Sturmflut war es nun auch, die ich im folgenden zu schildern versuchen will.

Es war im Monat Dezember des Jahres 1876. Ich war kurz vorher als Lehrer nach W. versetzt worden, und so war es ganz natürlich, dass diese seltsamen Naturwunder auf mich einen lebhaften Eindruck machten, zumal ich aus einer Gebirgsgegend stamme und mit Wasser und Moor wenig vertraut war.

Das erste, was ich auf Anraten der Bauern des Ortes gelernt hatte, war das Fahren in den kleinen kiellosen Langböten, ähnlich den Kanoes der Indianer, hier zu Lande mit dem eigentümlichen Namen Seelenverkäufer benannt, und es war mir auch gelungen, noch vor dem Eintreten der Herbstflut es in dieser Kunst so weit zu bringen, dass ich bei stillem Wasser zur Not von einem Hause zum andern kommen konnte.

Mit den eintretenden Stürmen und Regengüssen des Oktober begann die Weser, und in Folge dessen auch das Wasser der ihr zufließenden Flüsse, als Hamme und Wümme, zu steigen. Letztere

traten über ihre Ufer, und so waren in wenigen Tagen die grünen Wiesen Waakhausens von dem schwarzbraunen Moorwasser bedeckt.

Als ich eines Morgens erwachte, stand das Schulhaus mitten in einem See, nur der Wald, welcher das Haus von zwei Seiten umgab, stand noch auf dem Trockenen, und obgleich das Wasser zusehends wuchs, blieb der Boden desselben doch davon unbedeckt.

Das war also das sonderbare Rätsel des schwimmenden Landes.

Rasch kleidete ich mich an, löste das Boot von der Kette und fuhr hinüber, um das Naturwunder in nächster Nähe zu beschauen. Nachdem ich zuvor den Waldboden mit meinem Ruder auf seine Festigkeit geprüft hatte, sprang ich aus dem Schiff und band dasselbe an einer vorspringenden Baumwurzel fest.

Der ganze Wald schwamm mit all seinen Büschen und Bäumen auf dem Wasser, das konnte ich deutlich wahrnehmen, wenn ich mit dem Fusse fest auftrat; denn dann zitterte und bebte weithin die Fläche, und das Wasser rings umher schlug Wellen. Es war nicht anders: durch den Druck des Wassers hatte sich die obere, etwa einen Meter dicke Moorschicht von dem Untergrunde abgetrennt und trieb vermöge ihrer organischen Beschaffenheit auf dem Wasser. Wie es möglich war, dass Eichbäume von solch kolossalem Umfange schwimmen konnten, dass sollte ich erst einige Tage später erfahren, als ich an einigen umgestürzten Bäumen die riesigen Wurzelballen betrachtete, deren Umfang zum Teil zwölf bis fünfzehn Meter betrug.

Nachdem ich meine Untersuchungen etwa eine Viertelstunde fortgesetzt hatte, kehrte ich zu meinem Schiffe zurück, denn die Zeit des Schulanfanges nahte.

Die Kinder kamen heute alle in Kähnen zur Schule, denn andere Verkehrsmittel gab es nicht, da alle Wege und Stege unter Wasser standen. Mit grosser Gewandtheit wussten sie ihre kleinen Schiffe durch die Fluten zu steuern. Das nasse Element schien ihnen zu behagen; denn sie befanden sich alle mehr oder weniger in einer fröhlichen Stimmung. Auch meine, durch den Anblick dieser seltsamen Natur und des stetig steigenden Wassers etwas gesunkene Stimmung begann sich wieder zu heben beim Anblick all dieser fröhlichen Kindergesichter.

Als der Nachmittagsunterricht beendet war, stand das Wasser bereits oben am Hauswalle. Wenn es so weiter wuchs, war in der kommenden Nacht eine Überflutung des Schulhauses zu erwarten. Eine nette Aussicht!

Wie mir dabei zu Mute war, kann nur derjenige fühlen, welcher sich in ähnlicher Lage befunden hat.

Ich entschloss mich daher, die Nacht nicht allein im Schulhause zu bleiben, sondern einen mir befreundeten Nachbar aufzusuchen, dessen Haus höher lag. Um meine Kleider und Bücher vor der Feuchtigkeit zu schützen, trug ich dieselben auf den Boden. Alsdann bestieg ich meinen Kahn, um zum Nachbar hinüber zu fahren.

Dort herrschte grosse Aufregung.

Das Vieh hatte man aus den Ställen — die sich bekanntlich im niedersächsischen Bauernhause zu beiden Seiten der grossen Hausdiele befinden — herausgeholt und auf die Diele gebunden, während man damit beschäftigt war den Fussboden der ersteren durch starke Bohlen und darunter gelegte Balken künstlich zu erhöhen. Man nennt das hier zu Lande aufblocken. Diese Arbeit nahm eine geraume Zeit in Anspruch. Als man damit fertig war, wurde das Vieh wieder in die Ställe geführt.

Dann lud mich der Bauer freundlich ein auf einem Stuhle am runden Feuerherde Platz zu nehmen.

Dieser Herd befand sich nach alter Sitte im oberen Teile der grossen Hausdiele, in dem sogenannten Flett. Ein helles Torffeuer brannte auf demselben, und über dem Feuer hing am schwarzberussten Haken der Kaffeekessel.

Auch die übrigen Familienglieder kamen nun herbei und nahmen, nachdem sie mich freundlich begrüsst hatten, am warmen Feuerherde Platz: die Hausfrau, zwei Söhne im Alter von sechzehn bis achtzehn Jahren und eine Tochter von etwa zwanzig Jahren.

Die Dunkelheit war inzwischen völlig hereingebrochen. Ein ziemlich heftiger Südwest hatte sich erhoben, und man konnte im Hause deutlich das Brausen und Plätschern der Wellen hören, die an der hohen Warft brandeten. Der Bauer hatte sich eine kurze Pfeife angezündet und fing nun an von den Freuden und Leiden des schwimmenden Landes zu erzählen.

„Wo gefällt Sei dat denn hier, Herr Lehrer?“ richtete er nach einiger Zeit die Frage an mich.

Ich erwiderte, dass mir die Menschen schon gefielen, dass dagegen das Wasser mir durchaus nicht sympathisch sei.

„Na,“ meinte er, „dat werd mit der Tied bäter (besser). De Minsch gewöhnt sik an all's, ok an dat Water. Wenn Sei man erst mal einen Winter hier dörmakt (durchgemacht) hevt, denn mögt Sei goar nich mehr weg.“

„Wir wollen es hoffen,“ entgegnete ich lächelnd.

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen war der Abend immer weiter vorgerückt. Der Wind hatte an Heftigkeit noch zugenommen, und der Bauer horchte von Zeit zu Zeit auf das Brausen desselben.

„Wenn de Wind düsse Nacht so in'n Gang blivt (bleibt), denn drivt (treibt) da noch veel Land weg,“ sagte er. Dann erzählte er mir, wie vor längeren Jahren einem Manne in Weyermoor, einem nahe bei Waakhausen gelegenen Dorfe, einst bei einer solchen Sturmflut ein grosses Stück Land mit allen darauf befindlichen Bäumen fortgetrieben wäre.

Es lässt sich denken, dass solche Erzählungen nicht gerade dazu angethan waren, meine Stimmung zu erhöhen. Dieses seltsame Land kam mir immer unheimlicher vor, und ich gedachte im stillen mit Wehmut meiner schönen Heimat, deren Bewohner das Wasser nicht zu fürchten brauchen.

Jetzt allein nach dem einsam und niedrig gelegenen Schulhause zurückzukehren, schien mir mehr als waghalsig zu sein. Es kam

mir daher sehr willkommen, als der Bauer mich einlud, bei ihm vorläufig zu bleiben, da unter den obwaltenden Verhältnissen an ein Schulehalten doch nicht zu denken sei.

Am liebsten wäre ich wach geblieben und hätte diese unheimliche, dunkle und stürmische Nacht am traulichen Herdfeuer verplaudert; denn nach all den wunderbaren Eindrücken, die ich heute empfangen hatte, war an Schlaf doch wohl kaum zu denken. Als aber die freundliche Hausfrau mir in einem Alkoven der guten Stube mein Bett anwies, und auch die übrigen Familienglieder ihre Absicht, zur Ruhe zu gehen, kund gaben, musste ich wohl oder übel meine Ruhestätte aufsuchen.

Lange noch lag ich wachend im Bett und horchte auf das Brausen des Windes und das Branden der Wogen am Hauswarf.

Erst gegen Mitternacht schlief ich ein.

Als ich am anderen Morgen erwachte, schienen die Bewohner des Hauses in grosser Aufregung zu sein, denn ich hörte ein geschäftiges Hin- und Herrennen und dann und wann rufende Stimmen.

Ich sprang daher rasch aus dem Bette und kleidete mich an.

Als ich auf die Diele trat, teilte mir die Hausfrau mit, dass sich ein beträchtliches Stück Busch, wohl etwa anderthalb Morgen gross, von dem übrigen Lande losgelöst habe und bereits etwa fünfhundert Meter fortgetrieben sei. Die Knechte waren ausgeschiedt, um die Nachbarn zu Hülfe zu rufen, während der Bauer mit seinen Söhnen dem Flüchtling in Böten nachgeeilt war, um die auf dem Lande befindlichen Bäume zu fällen, damit sie dem Winde keinen Widerstand mehr darböten.

Bald kamen mehrere Nachbarn mit ihren grossen Schiffen herbei. Nachdem die Bäume auf der Insel umgehauen waren, ging man daran die stehengebliebenen Baumstümpfe mit langen Seilen an den Schiffen zu befestigen. Als dies geschehen war, wurde der Versuch gemacht, die Insel mittelst der Schiffe vorwärts zu ziehen. Nach mehrstündiger saurer Arbeit gelang es das schwimmende Land wieder an seinen Platz zurückzubringen.

Um ein abermaliges Forttreiben desselben zu verhüten, befestigte man es mit langen Tauen an starken Pfählen, welche man auf dem Warf eingerammt hatte.

Den Tag über stieg das Wasser zwar langsam, aber stetig. Als wir am Abend wieder am Feuerherd versammelt waren — draussen heulte und tobte der Sturm, als ob er alles vom Erdboden hinwegfegen wollte, und dabei war es so finster, dass man keine Hand vor den Augen sehen konnte — da hörten wir draussen laute Hülferrufe. Sogleich sprang der Bauer von seinem Sitze um zu sehen, was vorgefallen sei. Jedoch kehrte er bald wieder mit der Nachricht zurück, dass er nichts weiter vernommen habe; wahrscheinlich seien es Schmuggler gewesen, die dies schlimme Wetter gern zu ihrem gefährlichen Handel benützten. Es geschehe aber meist sehr viel Unglück dabei. Fast kein Winter gehe dahin, dass nicht mehrere Personen dabei ums Leben kämen.

Das Wasser hatte inzwischen das Haus erreicht. Der Vorsicht halber befahl der Bauer seinen Knechten, die grossen Schiffe hinter demselben zu befestigen, wo Wind und Wellen sie nicht fassen konnten; die kleineren dagegen, auch das meinige, wurden auf die Diele gezogen. Da es noch früh am Abend war, so verbrachten wir noch einige Zeit rauchend und plaudernd am Herdfeuer.

Eine Stunde mochte etwa verflossen sein, da gewahrten wir plötzlich, wie sich etwas die grosse Hausdiele heraufbewegte. Anfangs sah es aus, wie eine Schlange, so wand es sich hin und her, wurde dann aber zusehends breiter, bis es fast die ganze Diele einnahm. Es war Wasser.

Wie mir bei diesem Anblick zu Mute war, lässt sich kaum sagen. Ich kam mir vor, wie ein Schiffer, dessen Fahrzeug ein Leck bekommen hat.

Vorderhand war allerdings die Gefahr für uns noch nicht so gross, zumal die Wohn- und Schlafzimmer des Hauses reichlich einen Fuss höher lagen, als die Diele.

Wir begaben uns daher auch bald zur Ruhe; nur die Knechte und die beiden Söhne blieben auf, um Wache zu halten. Aus dem Schlaf wurde jedoch bei mir begreiflicher Weise noch weniger wie die Nacht zuvor.

Bereits früh am Morgen erhob ich mich. Ich blickte aus dem Fenster, um zu sehen, wie es mit Wasser stände.

Welch ein seltsamer Anblick bot sich mir da! Der Wind hatte sich zwar gelegt, der Wald aber, welcher rings das Haus umgab, trieb hoch oben auf dem Wasser. Mehrere der mächtigen Eichen und Tannen waren vom Sturme umgerissen worden, und die riesigen Wurzelballen ragten hoch aus dem Wasser hervor.

Die ganze Hausdiele war samt dem Flett fast einen halben Fuss hoch vom Wasser überschwemmt; nur der Feuerherd ragte noch daraus hervor und nahm sich mit seinem hellen Torffeuer, dessen Flammen sich in dem Wasser spiegelten, seltsam genug aus.

Eines der grossen Schiffe hatte man ins Haus gezogen und in die Nähe des Herdes gestellt, zwischen demselben und den Thüren dagegen waren lange Bretter gelegt. Auf dem Herd dampfte bereits der Morgenkaffee, und die Hausfrau war damit beschäftigt, den Tisch in der Wohnstube zu decken.

Als wir beim Frühstück sassen, kam plötzlich einer der Knechte herein und meldete, dass das Wasser fele. Neugierig sprangen wir alle von unseren Sitzen und eilten an die Thür. Wirklich konnten wir deutlich das Abfließen des Wassers wahrnehmen.

„Da mot wat (muss was) passiert wesen (sein),“ sagte der Bauer, zog seine langen Wasserstiefel an und ging vor die Hausthür. Nach kurzer Zeit kam er wieder herein mit der Nachricht, dass wahrscheinlich der Blocklander Deich gebrochen sei; denn man könne deutlich das Brausen des Wassers vernehmen. „Den einen sien Unglück is den annern sien Glück,“ meinte er, „dei Diekbruch will uns woll einige Dage Luft verschaffen, wenn aber dat Blocklander Feld vull is, will dat Water woll wedder (wieder) kamen.“

Das Wasser fiel anfangs so schnell, dass die Knechte Mühe hatten, das grosse Schiff wieder aus dem Hause hinaus zu bringen.

Nach dem Frühstück forderte mich mein Gastgeber auf, mit ihm eine Fahrt durch das Dorf zu machen, um zu sehen, wie es den Nachbarn und einigen Verwandten ginge. Gegen zehn Uhr vormittags fuhren wir mit dem grossen Boote ab.

Unser erster Besuch galt dem Schulhause. Ich war neugierig, wie es dort wohl aussehen mochte.

Es war schwer, zu ihm zu gelangen. Der hoch emporgetriebene Wald verdeckte es fast ganz. Viele Bäume waren kreuz und quer über den Weg geworfen, und ihre Äste und Wurzeln bildeten ein fast undurchdringliches Ganze. Nur mit vieler Mühe vermochten wir das Schiff hindurchzusteuern.

Das Haus selbst stand noch bis an die Fenster im Wasser. Die Zimmer waren sämtlich überschwemmt, und Tische und Stühle schwammen in dem Wasser umher. Wie froh war ich jetzt, dass ich noch zu rechter Zeit geflüchtet war!

Auch die Wände des Hauses hatten unter dem Andrang der Wellen sehr gelitten, und das Strohdach war vom Sturme zur Hälfte weggerissen.

Wir fuhren dann weiter durch das Dorf, aber überall dasselbe Bild, dieselben Verwüstungen. Hier tief im Wasser liegende Häuser, dort hoch emporgetriebener Wald und umgestürzte Bäume; dazwischen grünes, schwimmendes Kornland; ein seltsamer Aublick für mein an solche Zustände nicht gewöhntes Auge.

Auf einer Wiese, über die wir fuhren, stand das Wasser fünfzehn Fuss hoch.

Ziemlich am Ende des Dorfes wohnte ein Schwager des Bauern; zu dem ging unsere Fahrt nun. Als wir dort ankamen, stand das Wasser im Hause noch etwa einen Fuss hoch, obgleich es bereits fast einen Fuss gefallen war; daher waren wir genötigt, mit unserem Schiffe direkt in das Haus hinein zu fahren, dessen grosse Eingangsthür ja Raum genug dazu bot.

Auch hier stand das Vieh hoch aufgeblockt und war somit trotz des hohen Wasserstandes auf dem Trockenen geblieben. Die Knechte waren eben damit beschäftigt, dasselbe zu füttern. In kleinen Booten fuhren sie vor dem Stalle entlang und warfen das Heu auf vorgelegte Bretter, welche die Stelle der Krippen vertraten.

Die Familie hatte sich in einem Schiffe, welches in der Nähe des überschwemmten Feuerherdes stand, wohnlich eingerichtet, und die Hausfrau kochte gerade auf einem improvisierten Herde das Mittagessen.

Die Leute waren sehr erfreut über unsern Besuch, noch mehr aber über das endliche Fallen des Wassers.

Gegen Mittag fuhren wir dann wieder nach Hause.

Wenige Tage nach dem Deichbruch begann das Wasser wieder zu steigen und erreichte fast die frühere Höhe wieder, jedoch glücklicherweise nur auf wenige Tage. Alsdann machte sich ein langsames Fallen bemerkbar. Nach etwa vierzehn Tagen konnte ich

wieder in das Schulhaus einziehen. Aber auch jetzt war der Wasserstand noch immer recht beträchtlich, so dass man ohne Schiff im Dorfe nicht verkehren konnte.

Diesem Zustande machte jedoch der Winter bald ein Ende, indem er uns eine schöne, feste Brücke baute.

Eines Morgens war das Wasser mit einer spiegelglatten Eisfläche bedeckt; jedoch war dieselbe noch nicht so stark, um darauf gehen zu können. Nur mit vieler Mühe konnte ich mir einen Weg für mein Schiff bahnen, um zum Nachbar zu kommen, bei dem ich zu Mittag speiste. Die Schulkinder blieben natürlicherweise heute aus; aber schon am folgenden Tage erschienen sie bereits vollzählig. Auf Schlitten und Schlittschuhen kamen sie herbei, zum Teil von ihren Vätern oder deren Knechten begleitet; denn das Passieren des Eises erforderte noch immer eine gewisse Vorsicht, welche Kinder, wenn sie sich allein überlassen sind, leicht ausser acht lassen.

Nach einigen Tagen war das Eis bereits so stark, dass auch der Unerfahrene sich ohne jede Gefahr hinauf wagen konnte, dennoch aber riet mir mein Nachbar, es nicht ohne Eispicke zu betreten, ein guter Rat, den zu schätzen ich später oft genug Gelegenheit gehabt habe.

Das Schlittschuhlaufen ist in der Gegend von Waakhausen eine allgemein verbreitete Kunst; fast jedermann versteht sich darauf, vom alten Mütterchen bis zum vierjährigen Kiude.

Die Eisbahn bot neben ihrer Grösse und spiegelglatten Fläche noch manches Anziehende dar. Stundenweit konnte man zwischen den Gehöften und schwimmenden Wäldern dahingleiten. Ganz besonders war es der Wald, welcher das Auge durch seine malerischen Gruppen und Scenen erfreute. Die umgestürzten Bäume, welche mit ihrem Geäst hoch emporstarrten und zwischen deren Zweigen und riesigem Wurzelwerk phantastische Eiszacken hingen, schauten gespenstisch aus; dann wieder bildeten die zarten Birkenstämme mit ihrer schneeweissen Rinde gegenüber den knorrigen, bemoosten Eichen und dem undurchdringlichen Erlengebüsch einen eigentümlichen Kontrast; dazwischen lagen die gewaltigen, mit Stroh gedeckten Bauernhäuser auf hoher Wurt, und hier und dort zogen sich grüne Streifen schwimmenden Kornlandes hin, uns gleichsam die vom Eise bedeckten Wiesen ersetzend. Ganz besonders reizend erschien die Landschaft gegen Abend, wenn die Sonne unterging und sie mit ihren dunkelroten Strahlen übergoss.

Es ist leicht erklärlich, dass in einer Gegend, wo Wasser und Eis vorherrschen, dieselben auch so viel als möglich von den Bewohnern als Verkehrsmittel ausgenutzt werden. Aus diesem Grunde stehen denn auch Wasser- und Eissport hier zu Lande in grosser Blüte. Was anderwärts zu Wagen und zu Pferde abgemacht wird, geschieht hier mittelst der Schiffe und Schlittschuhe. Bei günstigen Wasser- und Eisverhältnissen entwickelt sich dann zwischen den einzelnen Orten und besonders zwischen Bremen und Waakhausen bezw. Worpsswede ein lebhafter Verkehr.

So hegte auch ich eines Tages den Wunsch, eine Schlittschuhfahrt nach Bremen zu machen. Da mir aber die Bahn unbekannt war, so bat ich den Nachbar, mich zu begleiten. Leider war es an dem Morgen etwas neblig. Wir warteten daher auf die Mittags-sonne, die, wie der Bauer meinte, den lästigen Nebel bald vertreiben würde, aber derselbe ward nur noch dichter. Da mein Begleiter den Weg genau kannte und ausserdem bei dem hohen Wasserstande keine Waaken — offene Stellen im Eise, die von unterirdischen Quellen herrühren sollen — zu fürchten waren, so traten wir gleich nach Mittag die Reise an.

Der Nebel war inzwischen so dicht geworden, dass wir, fünfzig Schritte vom Hause entfernt, nichts mehr von demselben wahrnehmen konnten. Wir griffen tüchtig aus, um möglichst vor Dunkelwerden wieder zu Hause sein zu können. Alle Augenblicke flogen die dunklen Umrisse eines Bauerngehöftes an uns vorüber. So mochten wir etwa eine Stunde gelaufen sein. Nach der Zeit und Geschwindigkeit unseres Laufes zu urteilen, mussten wir das St. Jürgensland längst hinter uns haben, trotzdem aber hatten wir die Wümme und den Blocklander Deich noch nicht passiert. Das kam uns sonderbar vor, und der Bauer gab mehrmals seiner Befürchtung Ausdruck, dass er glaube, wir hätten uns verirrt, oder, wie er sich in seiner Sprache ausdrückte, wir seien „verbiestert“.

Wir versuchten deshalb ein Haus anzutreffen, um dort über die Örtlichkeit Erkundigungen einzuziehen.

Wirklich tauchte auch bald ein Gehöft vor uns auf. Wir liefen näher hinzu, doch — wer beschreibt unser Erstaunen, als wir in demselben dasjenige meines Begleiters erkannten.

Unter Lachen und Verwundern schnallten wir unsere Schlittschuhe ab und gingen ins Haus, denn an eine Fortsetzung der Reise war heute doch nicht mehr zu denken. Beim Kaffee erzählte mir dann später der Bauer von ähnlichen Irrfahrten im Nebel, die hier fast jeden Winter vorkommen sollen.

Wie ich auch noch sonst von zahlreichen anderen Personen erfahren habe, ist es eine ausgemachte, aber ebenso merkwürdige Thatsache, dass auf dem Eise im Nebel verirrte Personen sehr oft wieder zu dem Ausgangspunkte zurückgelangen. Diese merkwürdige Erscheinung ist schwer zu erklären. Wahrscheinlich beruht sie auf einer unbewussten kleinen aber stetigen und immer nach derselben Seite (links oder rechts) erfolgenden Ablenkung von der geraden Richtung, welche jeder rasch sich bewegende Mensch erfährt, wenn ferne Orientierungspunkte mangeln. Ob diese Ablenkung mit dem Kreislauf des Blutes zusammenhängt?

Den langen Winter hindurch führen die Bauern des schwimmenden Landes ein recht behagliches Leben. Wenn sie nicht gerade mit Wasser und Eis zu kämpfen haben — denn auch dieses kann besonders abgelegenen Höfen, wenn sie nicht genügend durch Wald geschützt sind, recht gefährlich werden, indem es sich oft zu gewaltigen Haufen zusammenschiebt und Scheunen und Wohnhäuser unter seiner Last erdrückt — so liegen sie im wahrsten Sinne des

Wortes auf der Bärenhaut, essen, trinken, rauchen und machen sich gegenseitig Besuche.

Die Gastfreundschaft ist hier zu Lande sehr gross. Fast kein Tag ging vorüber, dass ich nicht von diesem oder jenem Bauern zu Gaste geladen wurde.

So verging mir der Winter im schwimmenden Lande, der mir anfänglich in so grausigem Lichte erschienen war, in der angenehmsten Weise. Das Eis hielt sich bis Mitte Februar, und so hatte ich noch oft Gelegenheit, die gesunde Kunst des Schlittschuhlaufens zu üben. Jedoch wurde auch dieses mit der Zeit gefährlich, denn mit dem fallenden Wasser kamen grosse Risse in das Eis, von den Bewohnern „Spannjen“ genannt, weil sie durch Spannung der Eisdecke entstehen. Mit welcher Gewalt sich die Spannjen oft bilden, davon kann sich nur der einen vollkommenen Begriff machen, welcher es gesehen hat. Mit donnerartigem Gekrache läuft ein solcher Riss blitzschnell oft meilenweit über die Eisfläche, und dabei fliegen die Eisschollen meterhoch empor.

Kommt eine Spannje auf ihrem Wege an einen Deich oder Hauswall, so geschieht es nicht selten, dass auch diese einen Riss bekommen, so gewaltig ist die Naturkraft, die jene hervorruft.

Oft erweitern sich die Spannjen so sehr, dass sie dem ahnungslosen Schlittschuhläufer fast ebenso gefährlich werden, als die oben erwähnten Waaken.

Die Eingeborenen gehen daher im Winter nie ohne die bekannte Eispicke aus. Dieselbe besteht aus einer drei bis vier Fuss langen Stange mit eiserner Spitze und Haken. Sie dient sowohl zur Prüfung des Eises, als auch als Rettungsmittel bei etwaigen Reinfällen und ist als solches von nicht zu unterschätzendem Werte.

Mit dem fallenden Wasser senkte sich das schwimmende Land wieder auf den alten Grund hinab, und gewann somit die Gegend ihr natürliches Aussehen wieder. Auch das Eis begann allmählich zu schmelzen, und selbst die letzten Klumpen, die sich unter den Wurzelballen der umgestürzten Bäume verborgen hatten, mussten endlich den warmen Strahlen der Frühlingssonne weichen.

Die Saaten, die ohne das Schwimmen des Erdreichs dem gewissen Untergange anheimgefallen wären, grüntem und sprosstem frisch empor. Auf den Wiesen und Weiden öffneten bereits die ersten Dotterblumen ihre Kelche. Der Wald begann sich mit singenden und zwitschernden Vögeln zu beleben, und die Luft war erfüllt von dem köstlichen Dufte der jungen, aufbrechenden Birkenknospen. Die prächtigen Wiesenpfade und Birkenalleen aber luden ein zu Spaziergängen; und all das bunte Leben und Weben der Natur liessen mich bald die Schrecknisse des schwimmenden Landes vergessen, wenn mich nicht hier und dort auf Wegen und Wiesen liegen gebliebene Erdschollen, welche das Wasser dorthin geschwemmt hatte, daran erinnerten hätten.

Das sind wohl im wesentlichen die Thatsachen, die ich dem Leser mitzuteilen für nötig hielt. Es erübrigt nun noch festzustellen,

was von den früher über Waakhausen gemachten Mitteilungen richtig ist, und was etwa auf falscher Vorstellung beruht.

Gleich von vorn herein möchte ich da feststellen, dass es eine ganz verkehrte Annahme ist, das Moor von Waakhausen sei ein ganz eigenartiges, in seiner Zusammensetzung zum Schwimmen besonders disponiertes Moor. Dies ist keineswegs der Fall; denn der Boden Waakhausens besteht in der Hauptsache aus ganz denselben Bestandteilen wie alle andern Moore Norddeutschlands. Mag auch der vor dem Dorfe bis zum Hammeflusse sich ausdehnende Wiesengrund grösstenteils aus den Resten eines ehemaligen Überwassermooses bestehen, so ist er doch im Laufe der Jahrhunderte von dem eindringenden Weserwasser mit einer mehrere Zoll dicken Schlickschicht bedeckt, so dass er nicht mehr schwimmen kann, wenigstens nicht mehr bei diesem örtlichen, verhältnismässig nur geringem Wasserdruck. In der Nähe des Dorfes geht das Wiesenmoor allmählich in Hochmoor über, das sich im Durchschnitt etwa zwei bis drei Meter über dem aus Dünensand bestehenden Untergrund erhebt. Dieses Hochmoor ist es nun vornehmlich, welches schwimmt.

Es ist meines Erachtens ein Irrtum, wenn einige Schriftsteller das Bedürfnis zeigen, für dieses dem Fremden ja recht sonderbar, dem Einheimischen aber gar nicht so unnatürlich scheinende Phänomen ganz merkwürdige Ursachen aufzufinden. Mir persönlich erscheint der Vorgang so einfach und naturgemäss, dass ich zu behaupten wage: alle Moore können und würden schwimmen (vorausgesetzt, dass sie nicht mit besonderen Bestandteilen als Schlamm, Raseneisen etc. vermischt sind), wenn nur das nötige Wasser dazu vorhanden wäre. Man mache doch nur einmal die Probe und löse von irgend einem Hochmoore eine Scholle los und werfe sie ins Wasser, und man wird die Erfahrung machen, dass sie schwimmt, gerade so wie ein Bündel Heu, Stroh oder Heide im Wasser schwimmen wird. Zwar sind die untersten Moorschichten in der Regel schon so sehr zersetzt, dass sie ihres nunmehr weit grösseren spezifischen Gewichtes wegen nicht mehr schwimmen können; die oberen, noch wenig zersetzten Schichten dagegen haben ein weit geringeres spezifisches Gewicht als das Wasser, und schwimmen daher, ganz besonders, wenn Bäume und Büsche, deren Wurzelwerk sich gleichfalls nur in dieser oberen Schicht verzweigt, darauf wachsen und somit derselben einen gewissen Zusammenhang verleihen. Aus demselben Grunde erklärt sich auch wohl das leichtere Loslösen der oberen Schicht von der schwereren unteren.

Einen Umstand aber möchte ich bei dieser Gelegenheit noch anführen, den ich bislang noch bei keinem Schriftsteller, der über Waakhausen geschrieben hat, erwähnt gefunden habe; das ist das Eis. Bekanntlich gefriert der vom Wasser stets vollgesogene obere Teil des Moorbodens sehr leicht und tief ein; das an und für sich schon geringe spezifische Gewicht des Bodens wird dadurch noch kleiner, so dass er bei eintretender Flut leicht gehoben wird. Ist die obere Schicht aber erst einmal von der unteren losgelöst, so geschieht dies im kommenden Jahre um so leichter, als ein Zu-

sammenwachsen der einmal von einander getrennten Schichten naturgemäss nicht stattfindet. Dass das Eis thatsächlich auf das Schwimmen des Landes von Einfluss ist, zeigt der Umstand, dass oft nach anhaltendem Froste, bei dem das Land nicht überschwemmt war, Wiesenstrecken hochtreiben, die sonst niemals schwimmen.

Endlich sei noch bemerkt, dass nicht nur das Moor von Waakhausen und Weyermoor schwimmt, sondern auch der zum grössten Teile aus reinem Hochmoore bestehende Boden von Worpedah, Nordwede und Worpheim.

Man glaubt allgemein, dass mit der Vollendung der Weserkorrektion das schwimmende Land von Waakhausen aufhören werde als solches zu existieren; jedoch lässt sich jetzt kaum schon ein endgültiges Urteil darüber fällen; da wir seit der Weserkorrektion noch keine eigentlichen Sturmfluten, wie sie die Jahre 1876 und 1880/81 gebracht, gehabt haben. Allerdings läuft jetzt das Weserwasser leichter zum Meere; aber es ist nicht zu leugnen, dass andererseits Sturmfluten mit weit grösserer Schnelligkeit in die Mündungen der Flüsse dringen und die angrenzenden Tiefländer überschwemmen. Aber wenn wir auch annehmen wollten, dass vielleicht so hohe Wasserstände, wie sie die oben genannten Jahre gebracht haben, nie wieder möglich wären, so wird ein Schwimmen des Moores von Waakhausen im geringen Umfange doch fast jeden Winter stattfinden, wie man das schon jetzt mit Bestimmtheit konstatieren kann.

Wenn aber einst nach Jahrhunderten das ganze Teufelsmoor teils durch die Hand der Menschen, teils durch das Walten der Natur in Wiesenland verwandelt sein wird, dann wird auch das schwimmende Land von Waakhausen nur noch in Sagen und Geschichten oder in den Büchern der Wissenschaft existieren, und keine Hochflut wird es mehr zum Schwimmen bringen, es sei denn, dass auch hier so gewaltige Naturereignisse einträten, wie sie einst bei der Entstehung der grossen Meerbusen an unserer Nordseeküste, des Jadebusens, des Dollart oder des Zuyder Meeres sich vollzogen.

Schlussbemerkung. Zur Frage des auf dem Wasser schwimmenden Moores ist besonders noch der sehr interessante Aufsatz von Friedr. Müller zu vergleichen:

Der Moordeich und das Aussendeichsmoor an der Jade bei Sehestedt (diese Abhandlungen, 1889, XI, p. 235—244).

Fr. Buchenau.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Abhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins zu Bremen](#)

Jahr/Year: 1897-1898

Band/Volume: [15](#)

Autor(en)/Author(s): Kohlenberg A.

Artikel/Article: [Ein Winter im schwimmenden Lande von Waakhausen. 163-174](#)